Indianer ohne Mythos

Oliver La Farge – Freund eines sterbenden Volkes / Von Arnold Bauer

Sehnsucht und Zivilisationsmüdigkeit der Menschen des 19. Jahrhunderts zeugten den Indianer-Mythos. Dieser muntere Bastard der Romantik gedieh schon unter der Pflege von Vater George Fennymore Cooper. Noch in seinen letzten Tagen ließ sich der todkranke Franz Schubert die Lederstrumpfbände von seinem Freunde Schober ans Bett bringen. Gerstäcker, Sealsfield-Postl und Bret Harte taten das ihre, den letzten der Mohikaner literarisch nicht aussterben zu lassen. Karl May krönte schließlich die indianische Mythologie, dem Zeitgeschmack folgend, mit jenem Glorienschein, der den Ureinwohner Amerikas zum Idol des deutschen und darüber hinaus des europäischen Kleinbürgers machte. Winnetou kam nicht aus der Prärie, sondern aus Kötzschenbroda. Indessen war die Zahl der edlen Rothäute Nordamerikas auf 250 000 zusammengeschrumpft. Schauobjekte für Raritätenkabinette, Überlebende in friedlichem Gelände von Reservationen unter Naturschutz, Studiengegenstand für amerikanische Folklore und Archäologie. Die Sentimentalität, die Kehrseite der Brutalität, hatte sich des roten Mannes endlich bemächtigt. Es kam die Zeit, da Präsidenten den Federschmuck anlegten, und es kam sogar der Tag, an dem die letzten Altbürger des neuen Kontinents an der Seite ihrer weißen Konpatrioten das Kriegsbeil gegen die europäischen Diktatoren ausgruben.

Das ist grob umrissen die Stellung, die dem Indianer in zeitgenössischer Sicht zukommt, ein Aspekt, der nicht ganz frei ist von der Arroganz und der Ignoranz der weißen Welteroberer. Mit der Festigung eines nationalen amerikanischen Bewußtseins begannen die Bemühungen, den ethnologischen Grund zu erforschen, auf dem die amerikanische Nation steht. Es ist verschiedentlich behauptet worden, daß der amerikanische Typus dem indianischen Vorbilde bis zu einem gewissen Grade ähnlich geworden sei. Wie weit es sich hierbei um spekulative Vorstellungen handelt oder um noch ungeklärte Einflüsse und Einwirkungen, steht dahin. Immerhin ist es reizvoll zu erfahren, daß einer der besten Kenner der Indianer, Oliver La Farge, ein Nachkomme Benjamin Franklins und Angehöriger einer alten Patrizierfamilie, einem Indianer gleicht und auch nicht selten dafür gehalten wird.

Während seiner Expeditionen in die Indianerkolonien von Arizona, Mexiko und Guatemala hat La Farge, schwarzhaarig und langgliedrig von Natur, etwas vom Habitus des Indianers angenommen, ein Eindruck, den das tiefe Sonnenbraun seiner Haut noch bekräftigt. La Farge ist einer der nicht eben zahlreichen Gelehrten, die glänzend schreiben können, und einer der noch selteneren schöpferischen Schriftsteller, die zugleich systematische Forscher sind. 1929 erhielt der damals Achtundzwanzigjährige für seinen Roman „Laughing Boy" den Pulitzerpreis. Auch seine Kurzgeschichten errangen großen Erfolg. Er wurde als schöngeistiger Autor so beliebt und bekannt, daß viele seiner Fachkollegen um seinen Ruf als Ethnologe bangten. Ja, sie wünschten ihm aufrichtig einen schriftstellerischen Mißerfolg, um ihn für ihre Gelehrtenzunft zu retten. Doch Oliver La Farge enttäuschte weder sie noch sein Leserpublikum. In

(Schluß auf Seite 4)

Selbstbildnisse von Indianern. Aus dem Museum of Natural History, New York.

Indianer ohne Mythos

(Schluß von Seite 3)

einem großartigen Essay, „Einsame Forschung" (erschienen in „Harper's Magazine"), ist La Farge allen Fragen und Einwänden begegnet. Für ihn gibt es den Unterschied von Forscher und Schriftsteller nicht. Auch der Wissenschaftler sollte verständlich schreiben, meint er, und nicht in der Fachsprache seiner Geheimsekte, die hochmütig auf den „Laien" herabsieht.

Seine eigenen völkerkundlichen Studien, die ihn als international anerkannte Autorität bestätigten, nennt er bescheiden eine Liebhaberei. Er weist dann auf einen der wesentlichen Motore jeder geistigen Tätigkeit hin, ob sie nun gelehrter oder künstlerischer Art ist, auf das Emotionale: „Gefühle bestimmen und formen das Leben des Wissenschaftlers genau so wie das anderer Menschen. Gleichzeitig formt geistige Zucht sein Denken und prägt seinen Charakter, der so markant wie der eines Seefahrers ist — obwohl man ihn viel weniger versteht."

Wo sind nun die Quellen des Gefühls, aus dem Oliver La Farge seine Kraft zu forschen und zu gestalten schöpft. Freud lehrte, daß schon die kindliche Neugier den menschlichen Wissenstrieb keimhaft in sich trägt. Oliver, der Sohn eines angesehenen Architekten und Enkel eines Malers, liebte schon als Kind die Indianer. Was seine Liebe jedoch von der vieler anderer Knaben, die gern Indianer spielen, unterschied, war eine tiefer gegründete Sympathie und echtes Mitgefühl für eine aussterbende Rasse. Als Student von Harvard wählte er als Studienfach deshalb Archäologie und Völkerkunde, um seine Anteilnahme an dem untergehenden Volke vertiefen zu können. Er sah keine praktische Möglichkeit, den Indianern zu helfen. So wurde er zum erschütternden Beobachter und Erforscher ihres Werdens und Vergehens. Selbst aus dem ihnen zustehenden Territorium in Oklahoma hatten die Business-Leute die Indianer verdrängt, weil man dort Öl entdeckt hatte.

Oliver La Farge ging in die letzten ihnen verbliebenen Reservationen — nicht als Snob, der kulturmüde die Wilden als die „doch besseren Menschen" suchte, sondern um mit ihnen zu leben. Ganz unromantisch strebte er niemals nach dem großen Abenteuer, sondern quälte sich damit, zunächst einmal die indianischen Sprachen zu erlernen und deren grammatikalische Gesetze zu finden. Er selbst spricht von seinen „anspruchslosen Expeditionen in ungefährliche Gebiete". Gefahren und Feindseligkeiten ging er aus dem Wege. Ja, er möchte die Regel anerkannt wissen, daß ein Wissenschaftler, der auf Expeditionen Abenteuer erlebt, damit die Fehlerhaftigkeit seines Planes beweist. La Farge wollte Tatsachenmaterial sammeln und nicht „mit den Eingeborenen ins Gedränge kommen". Dennoch waren seine Unternehmungen ziemlich strapaziös. In seinem Bericht erwähnt er, daß er nachts in zugigen Hütten arbeiten mußte, um Vokabellisten von irgendwelchen obskuren Indianerdialekten aufzustellen. Er erzählt, daß ihm dabei seine Hände blau vor Kälte wurden.

Besonders zugeneigt, vielleicht durch persönliche Erlebnisse bestimmt, ist La Farge den in den Grenzbezirken Arizonas siedelnden Nawajos. In seinem autobiographischen Bekenntnisbuch „Raw Material" berichtet er, wie er dazu kam, seinen Roman gerade bei diesem Stamme handeln zu lassen. „Laughing Boy" ist ein junger Nawajo, in dessen Dasein der tragische Konflikt mit der amerikanischen Zivilisation akut wird. Seine Liebe zu Slim girl, einer von Weißen erzogenen Indianerin, vermag ihn der Lebenswelt seiner Ahnen nicht zu entfremden. Sie stürzt ihn jedoch in tiefe Zweifel und endlich in Verzweiflung, als er entdeckt, daß das Mädchen für die Stammesmoral endgültig verdorben ist.

La Farge wollte an dem Schicksal von Laughing Boy den „langsamen, herzzerreißenden Prozeß" des Verfalls eines Naturvolkes schildern, doch mehr als das — er wollte auch um größeres Verständnis bei den weißen Amerikanern für die eigentlich schon verlorene Sache der Indianer werben. In seinem Kampf, in dem er sich mit den Indianer-Schutzorganisationen verband, erweist sich La Farge als aromantisch gestimmter Romantiker. Resigniert sagt er in seinem Lebensbericht: „Wenn ich von einem solchen Jungen schreibe, werden die Leser größtenteils fortbleiben, weil sie ihre langhaarigen und unverdorbenen Indianer lieben. Und die Leute, die das Buch wegen seiner sozialen Problematik kaufen, werden es verschmähen, weil jede Belletristik über Indianer eine Selbstflucht ist." Und weiter heißt es: „Ich kann mich nicht mehr ausschließlich für Indianer interessieren, weil ich nicht glaube, daß man die Indianerfrage isoliert lösen kann. Ich kenne die Indianer noch immer nicht, aber leider weiß ich viel von ihnen, sie sind ein Teil meiner Entdeckung Amerikas."

Begreifen und Fühlen — in beidem drückt sich die antithetische Spannung im Werke von Oliver La Farge aus. Mit seinen Forschungen hatte er viel getan, für sein Gefühl aber nicht genug. Aus dem Gefühl heraus wurde er ein Dichter, der erste wirklich bedeutende realistische Gestalter indianischen Lebens. Sein empfindliches Gewissen und sein soziales Verantwortungsbewußtsein rissen ihn aus der Neutralität des Wissenschaftlers und ließen ihn auch nicht in der träumerischen Entrücktheit des Poeten. Oliver La Farge, seit Jahren Präsident der „American Association on Indian Affairs", wurde durch seine schriftstellerische Aktivität zum Vorkämpfer der Menschenrechte eines sterbenden Volkes, dessen noch immer nicht erloschenes Leben zu verteidigen ihm mehr bedeutet als ein sentimentales hobby. Echtes, produktives Mitleid ist immer auch ein geistiger Akt.

Das Buch „Laughing Boy" erscheint demnächst unter dem Titel „Der große Nachtgesang" als Rowohlt-Rotations-Roman.

NZ 19. März 1949. Die neue Zeitung 19.03.1949 19490319 ✓

19490319 ✓